

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 3

Artikel: Vom Sanitätsdienst
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-704485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Sanitätsdienst

v. B. Es läge nahe, anzunehmen, dass der Sanitätsdienst sich wie das gesamte Militärwesen langsam im Laufe von Jahrhunderten aus primitiven Anfängen heraus entwickelt hätte. Diese Annahme stimmt nicht. Zwar ist der Sanitätsdienst naturgemäss ebenso alt wie der Krieg. Seine Entwicklung war aber keine gleichmässige, sondern sprunghafte, unterbrochen von schweren Rückschlägen.

Im Altertum, bei den Aegyptern, Griechen und Römern, Tausende von Jahren vor Christi Geburt und etliche hundert Jahre darüber hinaus, war der Militär-sanitätsdienst auf einer im Vergleich zur damaligen Entwicklung der Medizin sehr hohen Stufe. Jede Truppeneinheit war von Wundärzten begleitet und manche wertvolle Funde (auch solche von den Ausgrabungen bei Windisch) zeugen davon, dass diese Militärärzte eine ausgiebige chirurgische Tätigkeit entfalteten und über ein reichliches, den heutigen ärztlichen Instrumenten sehr ähnliches Instrumentarium verfügten.

Mit dem Untergang des römischen Reiches und der romanischen Kultur ging in den ersten Jahrhunderten nach Christus auch die medizinische Wissenschaft zurück. Viele Kenntnisse und Fertigkeiten gingen verloren. An die Stelle der schon im Altertum bekannten und bewährten, auch jetzt noch zum grossen Teil gebrauchten Heilpflanzen trat die «Dreckapotheke», die allerlei ekelhafte Stoffe, wie getrocknete und pulverisierte Frösche, Spinnen, Würmer, Spinnweben, Harn, Blut, Leichenteile, Stricke von Gehängten u. a. m. zu innerlichem Gebrauch verarbeitete. Abergläubische Vorstellungen spielten dabei eine grosse Rolle. Aber auch die Wundarznei machte grosse Rückschritte. Während die mittelalterlichen Aerzte für innere Krankheiten mit ihren Latwergen zum grossen Teil Schwindler und Charlatane waren, waren die Wundärzte der gleichen Zeit sehr häufig Stümper, die weder von der ärztlichen Kunst noch vom Umgang mit Kranken viel verstanden und deren Behandlung so brutal war, dass sich ihr entzog, wer immer konnte. Das ist nicht verwunderlich, wenn man sich vor Augen hält, dass es oft der Henker war, der die Arbeit des Wundarztes versah, der bei den Gefolterten reichlich Gelegenheit hatte, seine Kunst anzuwenden und sich darin zu üben.

Demgemäss ging es natürlich auch mit dem Sanitätsdienst bei den im Felde stehenden Truppen abwärts. Den Einheiten zugeteilte Aerzte oder Wundärzte gab es nicht. Oft begleitete zwar ein mehr oder weniger qualifizierter Arzt die Truppe; oft stand aber niemand zur Verfügung. Wie hoch die ärztliche Hilfe jedoch geschätzt wurde, und wie rar sie war, ist daraus zu sehen, dass die Wundärzte Doppelsold erhielten, eine Einrichtung, die sich viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat.

So war es denn natürlich, dass jeder suchte, sich selbst zu helfen, so gut es ging, d. h. wer ins Feld zog, suchte sich durch Samariterbücher über die Behandlung von Wunden und anderen üblen Zufällen, Krankheiten etc. zu orientieren. Von solchen Büchern existiert eine ganze Anzahl; ich bin selbst im Besitz eines «Feld- und Reiseapothekeins» aus dem 16. Jahrhundert, das neben einer sehr amüsanten Beschreibung aller der Eigenschaften, über die der Militärarzt verfügen soll, und die sich durchaus decken mit dem, was auch heute noch verlangt wird, eine ganze Reihe von guten Ratschlägen enthält. So möge speziell der Rat erwähnt sein, immer ein Stück alte, trockene Brotrinde mit sich zu führen und durch Zerkauen derselben den Durst zu löschen, ein

Vorgehen, das ganz dem modernen Gebrauch entspricht, einen Zwetschgenstein im Munde zu behalten. (Das Lied vom Zwetschgenstein ist ja wohl jedem schweizerischen Wehrmann bekannt.) Interessant ist auch die Empfehlung, bei Fußschweiss, Wundreiten und dergleichen die betreffenden Stellen mit Alkohol (Wein oder Schnaps) zu waschen, ein Verfahren, das an die heutige Formalinbehandlung erinnert.

Der schlechten Versorgung der Truppe mit Sanitätspersonal entsprach natürlich auch das Vorgehen beim Absuchen des Schlachtfeldes. Während die Verwundeten der eigenen Truppe sich selbst halfen, so gut sie konnten, oder sich von ihren Freunden helfen liessen, erhielten die verwundeten Feinde den Gnadenstoss. Wahrlich ein Verfahren, das an Einfachheit nichts zu wünschen übrig lässt, dessen Brutalität aber schon damals, in der «guten alten Zeit» bei menschlich fühlenden Personen Empörung auslöste. Die Schlacht bei Kappel am 9. Oktober 1531 war eine der ersten Schlachten, bei der von dem unmenschlichen Brauch abgegangen und auch dem verwundeten Feind ärztliche Hilfe geboten wurde.

Erst mit den Napoleonischen Kriegen setzte eine Besserung des Armeesanitätswesens ein; aber auch jetzt noch blieb es recht primitiv, bis endlich infolge der Genfer Konvention und der Gründung des Roten Kreuzes der Sanitätsdienst auf internationaler Basis geregelt und vor allem auch das Sanitätspersonal — soweit dies praktisch überhaupt möglich ist — in seiner helfenden Tätigkeit geschützt werden konnte. Bis zu welcher Höhe sich der Sanitätsdienst dadurch und durch die grossen wissenschaftlichen und technischen Fortschritte der Medizin entwickelt hat, hat der Weltkrieg zur Evidenz erwiesen. Nicht zuletzt muss dabei ehrenvoll der Sanitätshunde gedacht werden, die manchen dem Auge der Sanitätssoldaten verborgenen Verwundeten aufspürten und vor einem kläglichen Ende retteten.

Für uns spielt der Sanitätsdienst zum Glück seit vielen Jahrhunderten nicht mehr die Rolle der alten Zeit, d. h. die Pflege der Verwundeten ist stark in den Hintergrund getreten, seit die Schweiz von Kriegen verschont blieb. Aber damit hat der Sanitätsdienst seine Bedeutung für die Truppe nicht eingebüsst. Nicht nur in so schweren Zeiten, wie bei der Grippe-Epidemie von 1918, bei der mancher Arzt und mancher Sanitätssoldat die gleiche Aufopferung für seine kranken Kameraden zeigte, wie der Sanitäter, der den Verwundeten in der Feuerlinie holt, muss Arzt und Sanitätspersonal auf seinem Posten stehen. Auch im gewöhnlichen Friedensdienst warten ihrer grosse Aufgaben.

Vorbeugen ist besser als heilen! Dementsprechend steht auch die vorbeugende Tätigkeit der Sanität im Instruktionsdienst im Vordergrund. Verhüten, dass die Mannschaft erkrankt, durch vorbeugende Behandlung der Füsse die Marschtüchtigkeit erhalten, das ist jetzt die Hauptaufgabe der Sanität. Und damit ist schon viel getan. Wer erinnert sich nicht daran, wie zu Beginn der Aktivdienste jeweils bei grossen Dislokationsmärschen halbe Bataillone «auf Eiern» liefen und kaum ein Füsilier ohne «Blatere» oder «Blätz» davonkam? Wer erinnert sich aber nicht auch der täglichen stundenlangen Fussinspektionen an solchen Marschtagen? Und wenn mancher beim Marschieren die Zähne aufeinanderbeissen musste, wie stolz war doch das Bataillon, wenn es dank der Energie und dem guten Willen der Mannschaft und gewissenhafter Fusspflege durch Aerzte und Sanitätspersonal ohne Marschmarode zurückzulassen das Ziel erreichte.

Die Aufgabe der Wundbehandlung ist aber dem Sanitäter nicht ganz aus der Hand genommen. Auch im

Friedensdienst gibt es manche Verletzung leichteren oder schwereren Grades, die rasche und richtige Behandlung verlangt, wenn sie rasch und gut heilen soll. Auch hier kann der gewissenhafte und gut ausgebildete Sanitätssoldat dem verunfallten Kameraden helfen und ihn vor grösserem Schaden bewahren. So hat die Sanität auch im Friedensdienst ihre Aufgaben und kann bei gewissenhafter Pflichterfüllung viel Gutes tun. Wenn sie dies tut, verdient sie die Anerkennung der andern, und es ist ungerecht, wenn der Sanitätssoldat von seinen waffentragenden Kameraden als der «numme Sanitäter» behandelt wird, der nur gerade gut genug ist, um die Säcke zu bewachen und dergleichen, ganz abgesehen davon, dass er durch solche Verwendung nicht selten seiner eigentlichen Aufgabe entzogen wird und sich im gegebenen Moment nicht dort befindet, wo er sein sollte.

Ein gut ausgebildetes Sanitätspersonal ist, im Krieg und im Frieden, eine Notwendigkeit für die Truppe. Allerdings lassen sich Reibungen nicht vermeiden. Krankenvsichte und Fussinspektionen brauchen Zeit, die entweder auf Kosten der Arbeitszeit oder der Ruhe- und Freizeit der Mannschaft geht. Im einen Fall kommt sie den Vorgesetzten, im andern der Mannschaft ungenügen. Guter Wille von beiden Seiten, gutes Einvernehmen und gegenseitiges Verständnis für die Aufgaben des andern werden aber immer ein Zusammenarbeiten erlauben im Interesse der Marsch- und Schlagfertigkeit der Truppe.

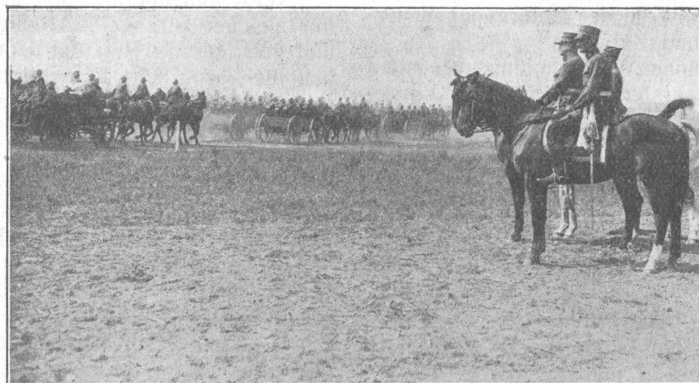
(Aus «Der Landwehrhirsch».)

rung mit demselben ihr höchstes Ideal erblicken. In dieser Hinsicht kann unsere Presse nicht genug Aufklärung schaffen und deshalb muss jeder Genosse, der es mit dem Sozialismus ernst meint, auf der Hut sein, und wenn er eigene Söhne hat, oder Kollegen, die Söhne haben, diese vor dem Eintritt in die Jungwehr warnen und abhalten.»

Gewiss, der grössere Prozentsatz der Jungwehrlere stammt aus den Arbeiterkreisen. Wir freuen uns dieser Erscheinung aufrichtig. Nicht etwa deswegen, weil sich der Artikelschreiber darüber ärgert, sondern weil wir es als einen Segen für die jungen Leute betrachten, dass sie aus ihrer «Bude» wenigstens einen halben Tag in der Woche wegkommen, weg von dem Ort, wo sie gegen Arbeitgeber und gegen die Bürger aufgehetzt werden, die das Wort «Vaterland» nicht als etwas Anrüchiges betrachten. Es gibt gewisse Dinge, die man jungen Schweizern nicht gut aus dem Herzen reissen kann. Dazu gehört die Freude an der Waffe, dazu gehört beim nicht verhetzten Jüngling die Begeisterungsfähigkeit für vaterländische Ziele und die Ueberzeugung von der Notwendigkeit wirksamer Landesverteidigung. Der junge Mann hat keinen Sinn für die Auslegung des Vaters über das Schiessen mit dem Gewehr, die dahin lautet: Schiess ein Bürgerlicher auf die Scheibe, dann übt er sich im Menschenmord, dann sieht er im runden Schwarz eine Proletarierbrust, die er zu durchlöchern hat; schiess aber ein Arbeiter, dann tut er es aus Freude an sport-

Defilé der 2. Division in
Bergen (19. IX. 1929).
Feldartillerie.

Rechts: die Obersten
Sarasin, Scheurer
und Guisan.



Défilé de la 2e. division
à Bergen (19 IX 29.)

l'artillerie de campagne.

A droite: les Colonels
Sarasin, Scheurer et
Guisan.

(M. Kettel, Genf.)

Was uns zu denken geben muss

Ein sozialdemokratisches Blatt widmet anlässlich einer «Würdigung» der Wettkämpfe des Schweiz. Unteroffiziersverbandes und der Delegiertenversammlung in Solothurn unter obigem Titel eine längere Auslassung der Feststellung im Jahresbericht, dass der bewaffnete Vorunterricht «Jungwehr» dieses Jahr 6000 Schüler zähle und dass es im nächsten Jahr vermutlich 8000 sein werden. Es entsetzt sich hierüber und bezeichnet eine solche Erziehung und Bildung junger Menschen als «Kulturschande». Ohne einige der üblichen lebenswürdigen Titulationen, die sich würdig dem ganzen Inhalt anfügen, geht es dabei für die Unteroffiziere und die Jungwehrschüler natürlich nicht ab. Der Zeitungsschmierer meint: «Aber nur so zugefahren, denn der Militarismus ist heute nur noch ein verpöppelter und würde in sich zusammenbrechen, wenn er nicht «verfassungsmässig festgelegt» wäre.» Der Artikel gipfelt in dem Satz: «Wenn man Sonntags über Land geht und einer solchen Truppe Jungwehr begegnet, so merkt man bald, dass es meist Proletariersöhne meist unwissender Väter sind, die mit dem Schiessprügel spazieren gehen und in der Hantie-

licher Betätigung. Derartige lächerliche Verlogenheiten ziehen beim Jüngling nicht. Er ist zwar noch nicht ganz urteilsreif, aber dass hier Verhetzung schlimmster Sorte betrieben wird, fühlt er doch heraus.

Die Jungwehr zählt auch recht viele Söhne von Arbeitern, die zwar treu zur Partei halten, aber in der Frage der Landesverteidigung nicht blindlings hinter ihren Führern schreiten. Sie sind mit der Ablehnung derselben nicht einverstanden; sie anerkennen die Berechtigung des Begriffes Vaterland und schwören nicht auf die Internationale. Nach unseren Feststellungen ist die Zahl derjenigen Väter, die mit ihren Führern in der Frage der Landesverteidigung nicht durch dick und dünn gehen, erfreulicherweise ziemlich gross.

Was nun die «Kulturschande» anbetrifft, so huldigen wir der Auffassung, dass es weder eine Schande ist, für seine Familie einzutreten, wenn sie in Gefahr kommen sollte, noch dass es einen Bürger erniedrigt, wenn er bereit ist, sein Land in Zeiten der Not zu schützen. Wer schmachvoll nur an sich selber denkt und den Mitmenschen dem Schicksal überlässt, ist genau derselbe Feigling, wie derjenige, der dem Land den Rücken kehrt, wenn es seine Hilfe verlangt. Diese Auffassung ist zwar